

Jürgen Kaube

Normale und strategische Interdisziplinarität in den Geistes- und Sozialwissenschaften

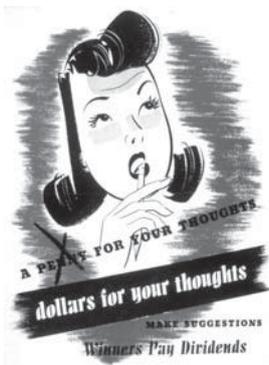
Interdisziplinarität ist ein Normalfall wissenschaftlicher Forschung. Als solcher wird sie allerdings selten bezeichnet. Vielmehr tritt der Begriff zumeist in Gestalt von Forderungen und wissenschaftspolitischen Programmen auf. Anträge, die solchen Forderungen zu entsprechen suchen, sind mit dem Selbstlob außergewöhnlicher Interdisziplinarität geschmückt. Ganze Fachbereiche, von denen man weiß, dass ihre Mitglieder einander sonst nicht viel zu sagen haben, treten, wenn es um »Sonderforschungsbereiche« oder »Exzellenzcluster« oder »Graduiertenschulen« geht, als Gemeinschaften auf, in denen alle nicht nur an einem Strick, sondern sogar in dieselbe Richtung ziehen. Winken Mittel, kooperieren bei der Antragstellung auf einmal Biotechnologen mit Ethikern, Frühneuzeitler mit Spätneuzeitlern, Systemtheoretiker mit Demografen oder Afrikaforschern, und sogar Volkswirte behaupten mitunter frech, sich für andere Disziplinen zu interessieren. Man streicht gewissermaßen Forschung heraus, die es geben müsste, die es aber nicht gibt oder die einstweilen nur in Aussicht gestellt werden kann, und lässt jene Interdisziplinarität, die es gibt, unerwähnt. Die Formulierung »Was Interdisziplinarität angeht, verweisen wir auf unsere bisherigen Publikationen und auf das Unvermeidliche« wäre letal. Zumindest in den Geistes- und Sozialwissenschaften, auf die sich die folgenden Überlegungen zumeist beziehen, ist diese Tendenz der Forschungsförderung bis hinein in die Graduiertenförderung nicht zu bestreiten. Aber auch in den Natur- und Technikwissenschaften nehmen Programme zu, die nicht mehr an Disziplinen adressiert sind, sondern diese auffordern, sich inter-, multi-, transdisziplinär um »Zukunftsthemen« herum zu gruppieren: Energie, Mobilität, Ernährung, Klima etc.

Doch der Reihe nach. Dass normale Forschung interdisziplinär ist, beweist jeder zweite wissenschaftliche Zeitschriftenaufsatz. Selbst in Disziplinen, die bekanntlich besonders schwerhörig sind, was die Erkenntnisse

anderer Fächer angeht, wie etwa der Ökonomie, finden sich Erträge von Mathematikern (Spieltheorie), Psychologen (bounded rationality) und Historikern (Kliometrie) wieder. Biologen kommen, je nach Gebiet, nicht ohne Chemiker, Mediziner, Informatiker und Physiker aus. Von disziplinären Nettoimporteuren ganz zu schweigen: Was wären Germanisten ohne philosophische, sozialhistorische oder linguistische Lektüren, manche Betriebswirte ohne Organisationssoziologie, Jurisprudenz und Mikroökonomie, oder viele Theologen ohne Alte Geschichte, Archäologie oder Klassische Philologie?

Daneben existieren Disziplinen wie die Kunstgeschichte oder die Pharmazie, die schon lange eigenständig, aber zugleich »zusammengesetzt« sind und in ihren Forschungen ständig diese Zusammensetzung aktualisieren: hier die von philosophischer Ästhetik, Historie, Archäologie, dort die von Chemie, Biologie und Medizin. Und damit sind noch nicht einmal all jene Binnendisziplinen angesprochen, auf deren Gebieten der eigentliche Erkenntnisgewinn stattfindet. Sie tragen ihre interdisziplinäre Qualität oft schon im Namen: »physikalische Chemie«, »mathematische Geophysik«, »Rechtssoziologie« und so weiter.

Es gibt also das Spezialistentum, das sich auf denkbar begrenzten Gebieten bewegt – manche Zählungen sprechen für die gesamte Wissenschaft von 10 000 Teildisziplinen und Epistemic Communities –, aber gerade diese Spezialisierung erzwingt in vielen Fällen, komplementäre Erkenntnis aus anderen Disziplinen heranzuziehen. Die Wissenschaft stellt gewissermaßen den von Émile Durkheim behaupteten Zusammenhang von Integration durch Arbeitsteilung unter Beweis: Wer sich auf etwas konzentriert, wird in allem anderen stärker von Leistungen seiner Umwelt abhängig und muss zugleich, um diese Leistungen nutzen zu können, Verständnis für sie aufbringen. Oder um es mit einer Formel aus der Staatsrechtslehre zu umschreiben: Die disziplinäre Erkenntnis beruht auf Vo-



raussetzungen, die sie selbst nicht garantieren kann, auf die sie aber ständig zurückgreifen muss.

Außerdem gehört zu den typischen Anfangsfragen jeder Disziplin die danach, welche ihrer Probleme denn schon mit welchen Ergebnissen aus anderen Perspektiven als der eigenen bearbeitet worden sind. Diesseits interdisziplinärer Erkenntnis existieren nämlich inzwischen viele Forschungen, die dem Muster »Ökonomie des Rechts«, »Neuroästhetik« oder »Soziologie der Finanzmärkte« folgen. Diesseits interdisziplinärer Erkenntnis liegen sie insofern, als es sich hierbei oft nicht um Resultate eines Austauschs über Disziplinengrenzen hinweg handelt, sondern um die Rekonstruktion von Fragestellungen anderer Disziplinen in der eigenen. Verlässlich aber folgt solchen Aneignungen jedes Mal die Anbahnung interdisziplinärer Debatten, wenn beispielsweise die Juristen Rückfragen an die Ökonomie des Rechts haben oder sich deren Programm zu eigen machen.

Schließlich sind seit einigen Jahrzehnten Forschungszusammenhänge zu beobachten, in denen interdisziplinäre Wechselwirkung sich ohne eigene Aufforderung dazu entwickelt hat. Fächern wie Urban Studies, Cognitive Science, Epidemiologie oder Netzwerkforschung sieht man von außen nicht sofort alle Disziplinen an, die sich an ihnen beteiligen.

Es gibt also eine Reihe von Gründen, Interdisziplinarität als ganz normale, häufig gewählte Form der Forschung anzunehmen, die oft nur nicht ausgeflaggt wird. Sie zeigt sich meist mehr in Fußnoten als in Überschriften und mehr an einzelnen Texten als in den Titeln der Zeitschriften, in denen sie erscheint. In den Geistes- und Sozialwissenschaften dürfte in den vergangenen Jahrzehnten kaum eine herausragende Erkenntnis gewonnen worden sein, die nicht auf interdisziplinärer Lektüre der jeweiligen Forscher beruhte. Das gilt für den Strukturalismus in seinen linguistischen, ethnologischen, literaturwissenschaftlichen und historischen Auffächerungen ebenso wie für die philosophische Diskursethik, die soziologische Systemtheorie, die Religionsgeschichte des Alten Ägypten, die politische Ideengeschichte der Frühneuzeit oder die neuere Kunstgeschichte mit ihren Interessen an politischer Ikonografie, Wissenschaftsgeschichte und Wahrnehmungspsychologie.

Woher kommt dann aber die mit erheblichen Mitteln ausgestattete Forderung nach Interdisziplinarität, wenn sie doch je schon erfüllt ist? Um diese Frage zu beantworten, ist es wichtig zu sehen, worauf genau jene Forderung

sich gegenwärtig richtet, nämlich auf zweierlei: auf Gruppenforschung und auf die Behandlung wissenschaftsexterner Problemlagen und ›großer Themen‹. Der interdisziplinär arbeitende Einzelforscher ist von den allermeisten Beschwörungen, es müssten Disziplinengrenzen niedergelegt werden, so wenig gemeint wie jene Art von Interdisziplinarität, die sich ergibt, wenn die Experten für mittelalterliche Siedlungsgeschichte sich mit Archäochemikern treffen, um über frühe Glasproduktion zu diskutieren.

Stattdessen läuft interdisziplinäre Großgruppenforschung in Deutschland unter viel gewaltigeren Titeln wie »Normative Ordnungen«, »Kulturelle Grundlagen von Integration«, »Bedrohte Ordnungen«, »Transzendenz und Gemeinsinn«, »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten«, »Languages of Emotion« und so weiter. Betrachtet man näher, was in einem solchen Forschungsverbund mit interdisziplinärer Ausrichtung im Einzelnen geschieht, so zerfallen die vermeintlichen Großthemenstellungen – ein »brisantes Thema in grundlagentheoretischer Form« attestiert sich das Konstanzer Cluster – sofort in untereinander unverbundene Einzelstudien. Die interdisziplinäre Erforschung bedrohter Ordnungen führt dann zu Erkenntnissen über die Fastnacht im Spätmittelalter, Lawinen im zentralen Alpenraum, Aids als Bedrohung der ärztlichen Berufsordnung und amerikanische Rassebeziehungen nach 1945. Die Begriffe ›Kultur‹ und ›Integration‹ decken u. a. ab: Zahlenpoetik unter Katharina II., Ästhetische Umnutzung von Architektur, Jüdische Friedhöfe im mittelalterlichen Recht, Der Prätorianerpräfekt im Prinzipat, Strategisches Management von Friedenseinsätzen. Und welcher Normbegriff würde es in Frankfurt oder anderswo schon erlauben, die erforschten Auswirkungen von Kinderbetreuung auf Fertilität und weibliches Arbeitsangebot für die Fragen einer »Globale Crime Governance« sowie solche der »Biblischen Rechtfertigungsnarrative in spätantiker Umwelt« informativ sein zu lassen?

Anders formuliert: Kann man sich, diesseits von Anwesenheitszwang, Schnittmengen zwischen den Teilnehmern der jeweiligen Kolloquien vorstellen? Die vermeintlichen ›brisanteren Themen‹, die nur interdisziplinär behandelt werden können, weil sie angeblich für jede einzelne Disziplin zu groß und zu komplex sind, erweisen sich als reine Wortkonstruktionen, die nichts ausschließen, als Begriffsäquivokationen, die gemeinsame Fragen nur vortäuschen. »Integration« beispielsweise bezieht sich



mal auf Länder, mal auf Personen, auf Verwaltungen, auf Wissenskomplexe, ja auf Disziplinen und sogar auf den Integrationsbegriff selber, der in einem Konstanzer Teilprojekt als Beispiel für »Schlüsselbegriffe« der Integration von Forschung angeführt wird. Es handelt sich mithin um Antragscontainer, in die letztlich alles hineinpasst. Das sagt, nota bene, nichts gegen irgendeines der darin aufgestapelten Projekte, sondern wirft nur die Frage auf, was sich die Drittmittelgeber von dieser Art Interdisziplinarität erwarten und weshalb Anreize für Forscher gesetzt werden, ihre Zeit mit solchem Containerbau, also mit bloßer Rhetorik zu verbringen.

Zwei Hypothesen. Zum einen könnte es sich um eine Art Entfremdungseffekt in der Wissenschaft handeln. Je mehr erfolgreiche Forscher, aber auch andere in forschungspolitische Rollen aufseiten der Wissenschaft einrücken, je älter sie werden und je häufiger sie Key Note Lectures, Festansprachen und andere Vorträge vor Laien halten, desto weniger stehen sie in Kontakt zum Maschinenraum der Forschung. Das ist so bei Managern. Die Gesichtspunkte werden abstrakter, please no details, man dreht an großen Rädern und kann sich am Ende dann sogar vorstellen, die normativen Grundlagen bedrohter Ordnungen kulturell zugunsten des Gemeinnsinns zu integrieren. Oder endlich die Nachteile der wissenschaftlichen Arbeitsteilung zu überwinden, selbstverständlich unter Mitnahme aller ihrer Vorteile, aber doch am Ende in Form von Texten, die sogar der informierte Laie, der man selbst inzwischen geworden ist, meint beurteilen zu können. Man sitzt an der Kontaktstelle zur Politik und übernimmt im Grunde schon deren Sicht auf die Wissenschaft. Zugleich weiß man, dass hinter den Fassaden ganz normal weitergeforscht wird. Der Zynismus, dass es zwar nichts bringt, aber trotzdem geboten ist, der abends beim Bier einbekannt wird, mischt sich so mit der täglichen Bereitschaft, an die kollektive Bearbeitung der ganz großen Themen zu glauben und daran, dass es doch auch den Geistes- und Sozialwissenschaften möglich sein müsste, Forschung in Organisationsform zu bringen.

Zum anderen antwortet die interdisziplinäre Großgruppenbildung auf Negationsschwächen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Unter Titeln wie »Paradigma«, »Ansatz« und »Turn« ist ihr immenses Wachstum an Publikationen mit abnehmender Selektivität einhergegangen. Das soll ausdrücklich nicht heißen, dass die Qualität der Forschung rückläufig wäre. Aber in vielen Disziplinen ist Kritik durch Zeitschriftengründung ersetzt worden,

will sagen: die Auseinandersetzung zwischen den Forschungsrichtungen unterbleibt oder beschränkt sich doch stark. Dasselbe gilt für Theoriebildung und die Frage nach dem Stand der Fächer. Disziplinen wie die Germanistik, die Geschichte, die Soziologie oder die Politikwissenschaften können schlechterdings nicht angeben, welche Erkenntnisse für sie unhintergebar sind, worüber man gar nicht mehr diskutieren muss, wie eine Entscheidung über den Sinngehalt der vielen Paradigmen, die in ihnen gepflegt werden, aussehen könnte. Man mag das für eine genuine Eigenschaft dieser Fächergruppe halten und jede andere Erwartung für unangemessen, oder man mag darin Konfliktscheu und Kirchturmpolitik erkennen. Die vermiedene Auseinandersetzung über den Forschungsstand wird jedenfalls an das Gutachterwesen und an die Beurteilung von Großgruppenanträgen delegiert. In dem Maße, in dem es irgendwo gelingt, verschiedene Disziplinen und eine größere Projektmenge unter Überschriften wie den genannten zu versammeln, stellt sich Vertrauen in die betreffende Forschungsrichtung ein. Man kann es auch so formulieren: Die Naturwissenschaften lösen über interdisziplinäre Großgruppenforschung ihre Finanzierungsprobleme, die Geistes- und Sozialwissenschaften hingegen, die keine Finanzierungsprobleme haben, beschwichtigen damit die epistemische Lage ungeprüfter Pluralität, in der sie sich befinden.